



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Frauen-Literatur. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Frauen-Literatur.

I.

Das Echo. — Beruhigung der Autoren. — Berechtigung der Autorinnen. — Der Roman „und die Gesellschaft.“ — Paalzow, Hahn-Hahn, Goczyn, Betty Paoli. — Byron und die Lyrik. — Zufällige Bemerkungen. — Der Volksroman. — Drama und politisches Lied. — Touristinnen. — Theresie über St. Petersburg. — Elisabeth Kulmann.

Jemand sagte, die Frauenliteratur sei stets nur ein schwaches Echo der männlichen, ursprünglichen Literatur gewesen. Einige sehr seltene Ausnahmen abgerechnet, vor denen diese Behauptung nicht stichhaltig oder wenigstens nicht leicht erweisbar ist, — wie Georges Sand — hat das „Echo“ in der That Viel für sich. Vor Allem kann es unsere schreibenden, besonders romanschreibenden Männer beruhigen, unter denen sich seit einiger Zeit die unheimlichsten Gerüchte kreuzten: es sei eine Verschwörung im Werke, um den Männern das Szepter, d. h. den Gänsekiel, aus der Hand zu winden; die Amazonen seien entschlossen, was nicht durch Gewalt des Geistes zu erringen sei, durch die Intrigue durchzusetzen; durch Kritik, durch übertäubendes oder einschmeichelndes Raisonnement, durch Geltendmachung ihres großen Einflusses in der Salonswelt*), nach deren blendendem

*) Ein Argwöhnischer könnte ein Attentat der Art in dem sonderbaren Buche: „Aus der Heimath“ (von der Verfasserin von „Schloß Goczyn“) sehen, worin die Persönlichkeit einiger namhaften Dichter und Literaten, freilich zum Theil in ziemlich schmeichelhafter Weise, gezeichnet ist. Auch das ist Echo oder Nemesis, wie man es nehmen will. Es ist nicht lange her, daß der Vor-

Schimmer sich die modernen Autoren drängten, wie die Mücken nach der Flamme. Wienburg rieth ja schon einmal, das Romanschlachtfeld den Frauen zu überlassen, und hypochondrische Literaturrichter setzten die schwarze Mütze auf — wie ein englischer Justice — wiesen die Suprematie des weiblichen Einflusses in der jetzigen Dichtung nach und erklärten Jedem, der Glück machte und dem verdorbenen Zeitgeschmack genügte, für ein verkapptes Weib. Ist es in der That so weit gekommen, ist die Zeit so ernst geworden, wie die Eimen sagen, oder so weichlich, wie es die Andern deuten, daß die Männer alle zur herben, rhadamantusäugigen Publizistik verurtheilt sein und in dem schönen Land der Musen blos rostige Frauenfinger walten sollen? — Die Männer mögen sich beruhigen. Es hängt ja nur von ihnen ab, der Literatur eine andere Richtung zu geben, einen anderen Ton anzustimmen; es gibt noch Gegenden in der Welt des Geistes, wo kein hundert- und tausendfaches Echo den ursprünglichen, urkräftigen Ton überkäubt, verhöhnt und wirkungslos macht. Und dies sind recht eigentlich die Höhen, die freien Gipfel- punkte des Geistes, denen ja der echte Mann entgegenstrebt.

Mögen unsere schreibenden Damen nicht glauben, daß hier ein Kreuzzug gegen sie gepredigt werden soll; ich wollte nur andeuten, daß die Klagen über ihre angebliche Vorherrschaft in der Literatur unmännlich sind. Die Bezeichnung „Echo“ soll ihre geistige Thätigkeit nicht herabsetzen; vielmehr, glaube ich, ist damit die Berechtigung derselben anerkannt und ihre Eigenthümlichkeit annäherungsweise bezeichnet. Auch ist hier nicht von dem leeren und äußerlichen, unmittelbar an seinen Urheber gebundenen Widerhall, sondern von dem seelenvollen Echo, von der antwortenden Stimme des Herzens die Rede. Es liegt in der weiblichen Natur, daß sie empfängt, nicht erzeugt, das Empfangene aber in verklärter und zarterer, meist auch in neuer und individueller Gestalt wiedergibt. Ist es nicht schön, ein melodisches Echo alles Schönen und Großen zu sein? Stimmt dies nicht vollkommen zu dem Beruf des Weibes überhaupt? Von Wichtigkeit aber wird es stets für den Denkenden sein müssen, zu hören,

wurf des Signalisirens und Porträtirens von Persönlichkeiten den meisten modernen Schriftstellern gemacht wurde. Die Männer haben auch von dieser Taktik Nichts zu fürchten. Dieselbe Waffe steht ja ihnen zu Gebote und sie wäre, wenn sie unritterlich sein wollten, in ihrer Hand bedeutend furchtbarer.

wie die geistigen Bewegungen der Zeit im Herzen der Frauen widerklingen; zu sehen, wie sich die neue Sitten- und Glaubenswelt, an deren Heraufbeschwörung mehr oder minder jede große Literatur arbeitet, in ihren Köpfen malt. Die Frauennatur ist, gerade durch ihren Mangel an großen einseitigen Kräften, — so daß sie sich nicht in spezielle Fachstudien verlieren und die Fühlhörner des gemüthlichen Instincts durch die Schwielen wissenschaftlicher Arbeit vernichten kann — mehr einer naiven und rein menschlichen Bildung fähig. Darum horchen wir ja so gespannt auf das Urtheil der Frauen, darum achten wir ja auf ihren Beifall oder Tadel in Sachen der Poesie eben so aufmerksam und oft noch mehr wie auf das Wort des gelehrten Kunstrichters. Die schreibende Frau verliert allerdings mit ihrer Unbefangenheit viel von diesem feineren Gefühlssinn. Ihre Productionen sind auch mehr ein mittelbares unwillkürliches Urtheil, das mit sympathetischer Dinte geschrieben ist und nicht von jedem Auge entziffert wird. Dies ist nicht buchstäblich zu nehmen. Aber, allgemein überblickt, wird uns die Frauenliteratur ein bald verschönernder, bald verzerrender Spiegel männlich literarischer Richtungen sein. Fast nie hat eine Frau eine neue Bahn gebrochen; wohl aber haben Männer zuweilen eine Bahn eingeschlagen, auf der sie von den Frauen überholt werden mußten. Das Echo klang schöner als der urhebende Schall. Liegt darin nicht auch ein Urtheil? —

Die Romane der Frau von Paalzow — die der terroristische Bauer unlängst mit eisernem Rad gerädert — diese Romane verschlingen alle sonstige Theilnahme des Publicums an der schönen Literatur. So klagen Einige. Sie könnten vielleicht mit noch größerem Rechte diese Klage über die Schriften der Gräfin Hahn-Hahn und der Verfasserin von „Schloß Woczyn“ erheben. Wir sehen in diesen weiblichen Erfolgen nur eine nothwendige Folge des Tones, den das vorige Jahrzehend angegeben. Die Literatur hatte sich während der deutschen Restaurationszeit, an der Hand einer hysterischen, nachtwandelnden Romantik, in die dämmerigen Closets und Dachstübchen des Kunstdilettantismus verirrt und war da unter alten Gemälden, musikalischen Instrumenten, Gypsmodellen, Papageien und Naritäten aller Art eingeschlafen. Als die junge Literatur erwachte, suchte sie einen Ausweg, um zu einer Vermittlung mit dem Leben zu kommen. Statt aber den geraden Weg durch die Haus-

thür zu wählen und sich mit einem kühnen Sprung auf die sonn-
scheinige Gasse in die Arme des Volkes zu stürzen, machte sie einen
Umweg durch den Salon. Durch die „Gesellschaft“ sollten Literatur
und Leben vermittelt werden. Dies war ein großer Irrthum. In
Frankreich ist die Gesellschaft ein Gegebenes; sie ist eine natürliche
und nationale Frucht des Staatslebens. Offen stehen ihre Flügel-
thüren den lauten Strömungen und Widerhallen der Volkswelt; die
Grazie wird da nicht durch leises Auftreten, der gute Ton nicht durch
Kälte und Gleichgiltigkeit erkaufte. Bei uns gibt es Gesellschaften,
aber keine Gesellschaft. Was man so nennen könnte, hat in jedem
Theile Deutschlands andere Physiognomie, anderen Geist. Was aber
wirklich, durch eine gewisse gleichartige Bildung und Haltung, den
allgemeinen Namen: deutsche Gesellschaft verdient, ist fast eben so ex-
klusiv, wie die Kunstkreise, fällt in jene Regionen, die sich beinahe in
der ganzen civilisirten Welt gleichen, und hat von der eigenthümlich
deutschen Natur höchstens das Unpraktische, Rücksichtsvolle und Pein-
liche an sich. Diese „Gesellschaft“ war zu keiner lebendigen Begei-
sterung für die Bewegungen der Zeit und des Volkes hinzureißen,
höchstens zu geistreichen Reflexionen darüber; da konnte eine hoch-
strebende Literatur keine Wurzel schlagen. Man nahm sie mit Ar-
tigkeit auf, man ließ sich vorschwätzen von Philosophie, Politik, Re-
ligion — warum nicht? Dies Alles ließ sich benutzen; man bekamte
selbst die freisinnigsten Grundsätze, wenn sie manierlich vorgesagt wur-
den, und ließ sich als Barometer des Fortschrittes, als Blüthe der
Nation, als Bahnhof der Zukunft ausrufen. Ohne auf diese Art in
Zusammenhang mit dem Leben zu kommen, gewöhnte sich die Lite-
ratur bloß einen exklusiven Ton an, der ihr das Ohr des Volkes
verschloß und doch auch nicht die anerkannte Sprache der Vornehm-
heit war. Indessen war die Gesellschaft das neu entdeckte gelobte
Land, das Schiboleth, die Mode des Tages geworden. Wenn die
Literatur mit ihren tiefstinnigsten Fragen und geheimnißvollsten Pro-
phezeihungen sich an die Gesellschaft wandte, wie lebhaft mußte man
verlangen, auch Bilder aus dieser Gesellschaft zu sehen, die so lebhaft
gleichem Schritt mit der Zeit ging, ja sogar ihr vorauseilte. Ist doch
auch in Frankreich die Gesellschaft der nationale Boden, auf dem die
Romane spielen. So entstand die Literatur „aus der Gesellschaft“;
und hier mußten die feinen, kundigen Frauensfinger den Preis gewin-

nen. Der Roman ist die einzige Dichtungsart, die jederzeit ein allgemeines Bedürfniß befriedigt; der Kunstroman war Kococo geworden; der historische hat bei uns nie geblüht; der Roman „aus der Gesellschaft“ schien der einzig mögliche, und so kamen einige vornehm geistreiche Frauen zu dem Monopol auf die Lieferung unterhaltender Lectüre. Auf eine genauere Zeichnung dieser Literaturheldinnen kann ich mich erst in einem folgenden Artikel einlassen. Nur so viel für den Augenblick. Die drei bedeutendsten Erzählerinnen „aus der Gesellschaft“ sind natürlich alle aristokratisch, lassen aber doch das moderne Element, durch welches sie überhaupt Schriftstellerinnen wurden, mehr oder minder durchschimmern. Frau von Paalzow ist conservativ, hausmütterlich nach Art gewisser bürgerthümlicher Höfe, solid, Centrum; Gräfin Hahn-Hahn, malcontent nach oben und unten, aristokratisch-liberal, halb Rückler, halb Lichnowski, torystische Linke; die Verfasserin von „Schloß Goczyn“ dagegen ist beinahe socialistisch in aristokratischen Formen, und gehört weder der Rechten noch der Linken an. Die künstlerischen Lichter und Schatten hängen bei allen Dreien mit diesen Richtungen zusammen. Die beiden letzteren Damen schreiben übrigens einen so espritfunkelnden, damascirten Styl und coquettiren so glücklich mit ihrer subjectiven Weltanschauung, daß man darauf schwören kann, sie sind mehr als eine Nacht mit Heine's Reisebildern, der Lelia und dem jungen Europa zu Bette gegangen.

Allein auch da unterscheidet sich die Goczyn — wir wollen sie kurz bei diesem Namen nennen — von ihrer berühmten Schwester in Apoll sehr vortheilhaft; ihre Reflexion ist nicht so schneidend, ihre Betrachtung fließt nicht so sehr aus geistreichiger Streit- und Originalitätsucht, als aus echt lyrischer Gemüthsbewegung. Die Goczyn hat in ihre Novellen eine Reihe von Gedichten eingestreut, die uns berechtigen, sie zu unseren besten lyrischen Talenten zu zählen. Was dieser Lyrik besonderen Reiz verleiht, ist das byron'sche Echo, das wir heraushören. In diesem Zuge erinnert die Goczyn sehr lebhaft an die geniale Betty Paoli, deren Lieder noch größere Kühnheit des Geistes und eine Gluth der Empfindung athmen, zu der sich selten der weibliche Vers erhebt. Ein Nachklang von Byron's Sturmklängen zittert ohnehin seit lange durch die lebendigsten Wipfel deutscher Literatur und hat noch nicht ausgezittert. Aber nirgends

klings dies Echo so natürlich und wohlthuend als aus Frauenseelen. In einem Dichter mag der Byron'sche Anklang, wenn er bewußt ist, abstoßen; denn da fühlen wir uns unwillkürlich herausgefordert, den einen Mann nach dem andern zu messen. Nicht so bei einer Dichterin. Ihr ist es unmöglich, die grellen Dissonanzen des Briten, die scharfen Töne seiner Skeptik und Weltverachtung wiederzugeben; nur den stürmischen Herzschlag, die tief zitternde und doch so starke Empfindung seiner Muse können wir wiederfinden; die Sentimentalität, an der sonst die weibliche Lyrik kränkelt, wird zu gesunderem Gefühlslaut. Byron, in's Weibliche übersetzt, scheint vielleicht Manchem ein Unding. Nun, man denke sich eine Geliebte Byron's, die seine Träume noch einmal träumt, die aus seiner Seele Flammen getrunken und ihm die bang austönende Musik namenloser Sehnsucht abgelauscht hat. Byron wird noch mehr als eine Dichterin hervorrufen, wenn ihn die Männerwelt längst verwunden haben wird. Denn man kann annehmen, daß alle gebildeten Mädchenseelen Europas von irgend kühner Phantasie in Byron — verliebt sind. Auch als Dichter besitzt er das Glück Don Juan's. Die Männer aber sollten auf den Todten nicht eifersüchtig sein. —

Doch kehren wir zu unserem Thema zurück. Wer die Erzählungen der Hahn und der Goczyn liest, wird sich einiger zufälligen Bemerkungen nicht erwehren können — doch nein, sie sind eben nicht zufällig. So eigenthümlich ihre subjectiven Betrachtungen, so treffend oft ihre Aussprüche über Welt und Menschen im Allgemeinen sind, so wenig dauernden Eindruck lassen ihre Versuche zu plastischer Gebildung zurück. Es ist viel Wahrheit in manchen psychologischen Zügen; einzelne Figuren, aber gewöhnlich die nebenstehenden, sind leibhaftig und voll menschlich. Das Ganze ist kein Stück Leben, wie es ein männlicher Geist aus der Gegenwart herausgreift. Liegt die Schuld davon in den Kreisen, aus denen ihre Phantasie schöpft, und die so eng begrenzt, so reich an hohlem Schimmer, so arm an rauher, gesunder Wirklichkeit, so leer an Ereignissen sind, die den ganzen Menschen erfassen und über alle Höhen, wie durch alle Tiefen des Daseins treiben? Es ist mir oft, als hätten diese Erzählerinnen ihre eigenen Helden nur am Theetisch kennen gelernt, als wagten sie es nicht, in einer anderen, als salonsfähigen Situation sie dem Leser zu präsentiren. Am gelungensten sind die Scenen, wo

der Held in ein geist- und gefühlvolles Gespräch mit einer Heldin verwickelt ist; am treffendsten sind gerade die Verwicklungen oder Katastrophen, welche das Peinliche der conventionellen Entfernung, das Schwierige der Annäherung zwischen den spielenden Personen ausdrücken. Den Mann in seinem Kern und Wesen darzustellen, kann man von einer Schriftstellerin nicht verlangen: das Weib in rücksichtsloser Wahrheit zu geben, ist sie zu weiblich zart und parteiisch. Komische Eigenheiten, stereotype Aeußerlichkeiten, namentlich an philiströsen Hausfrauen und Strickstrumpffeelen, wird sie mit unnachahmlicher Feinheit zeichnen; damit werden wir aber auch abgespist. Der Mann, wenn er schreibt, ist im Stande, jede Rücksicht auf sein oder das andere Geschlecht zu vergessen: ich glaube nicht, daß eine Schriftstellerin aufhören kann, beim Schreiben an ihren männlichen Leser zu denken. Die Liebe ist ein unerschöpfliches Thema, aber nicht für ein und dasselbe Buch, worin sich ein ganzes Leben spiegeln soll. Den Mann faßt der weibliche Autor fast nur in seinem Verhältniß zu den Frauen auf: alle die unzähligen anderen Seiten seines Lebens sind gleichgiltig, oder bleiben unverstanden.*) Die Poesie des Weibes aber ist ja eben nur die Liebe; entweder die Hoffnung der glücklichen, die Erinnerung der unglücklichen, oder die Trauer und die Reue wegen der verlorenen oder verschmähten Liebe. — Kurz, ich möchte den Frauen mehr dauerndes Glück in der Lyrik prophezeihen, als im Roman.

Dies ist die Literatur „aus der Gesellschaft“, in der die Frauen Herren des Tages sind. Gönnt ihnen doch das kleine Feld, ihr bitteren Literaturrichter, klagt nicht so unmännlich, als wärt ihr vom Parnass und vom Messtatalog ausgeschlossen, ihr Männer, die ihr mit der Feder ackert oder strickt, näht oder streitet. Wenn das Publicum, wie ihr sagt, wirklich nur noch den Frauen horcht und zu ihren Füßen sitzt, so ist es euere Schuld. Habt ihr die wetteifernde Frauenindustrie auch im historischen oder im Volksroman zu fürchten? Ob wohl Wilibald Aleris sein weibliches Gegenstück findet? Ob wohl Scott ein weibliches Echo weckt? Ich zweifle sehr,

*) Merkwürdig ist, daß sowohl bei der Goeczyn wie bei der Hahn die Lieblingshelden, die Phantasie- und Gemüthsmenschen fast immer — Diplomaten sein müssen. Es sind freilich junge Diplomaten. Dieser Stand, der sonst so viel mißhandelt wird, ist den beiden Damen nicht wenig Dank schuldig.

daß Rank, Willkomm, Lentner oder Auerbach glückliche Rivalinnen finden, die im Schwarz- oder Böhmerwald oder im bairischen Hochgebirge Fußreisen machen, um ein Stück Urnatur, ein Bißchen wildwüchsiges Volksleben in ihren Salon heimzubringen. Im Drama freilich, das heißt im Cassenstück, macht die einzige Birch-Pfeiffer der ganzen jungen dramatischen Werdelust viel zu schaffen. Sollte sich für diesen weiblichen Goliath nicht einmal auch ein kleiner David finden? Gegen das politische Lied endlich hat sich die Frauenwelt bis jetzt als bloßes Publicum und zwar als ein sehr empfängliches und dankbares verhalten — man weiß, wie Deutschlands Jungfrauen der Reihe nach für Grün, Karl Beck und Herwegh schwärmten. Noch hat keine literarische Jungfrau von Orleans sich mit der Drifflamme des Fortschritts an die Spitze der radicalen Jugend gestellt — einzelne ausnahmsweise Erscheinungen, wie die gestimmungsvolle Louise Otto, zählen hier nicht. Täglich aber wachsen die männlichen Epigonen von Hoffmann, von Prutz, von Herwegh u. gestieft und gespornt in Schaaren aus der Erde, werden sogar verboten, und das Publicum liebt sie dennoch nicht.

Vollends unglücklich sind unsere deutschen Frauen als Touristinnen. Die Zustände einer Stadt, einer idyllischen Dorfgegend, in der sie sich eingelebt, farbig und gemüthlich vor uns aufzurollen, das wird eine Frau von Geist im Stande sein; und manches poetische Schwalbennest, manches Winkelplätzchen in der Kirche, wo der oder jener alte Mann mit weißen Haaren zu bestimmten Stunden kniete, manches Brücklein, wo eine Herzensgeschichte vorfiel, überhaupt manche vielsagende Kleinigkeit, die dem Blick des Mannes entgangen wäre, wird ihr Gemälde verschönern. Aber aus dem staubigen Wagen als Wildfremder in wildfremden Ländern und Städten auszustiegen, Empfehlungsbriefe abzugeben, Bekanntschaften anzuknüpfen, Notizen zu sammeln, Leute aus allen Ständen auszuhorchen, das sollten Frauen nicht unternehmen. Die armen Geschöpfe warten entweder, ob ihnen nicht ein poetisches Abenteuer von Weitem begegnet, das sie ausmalen können, oder scharren, wenn sie älter sind, ein wenig Medisance und Modeklatsch zusammen. Gräfin Hahn hat die Vegetation, die Landschaften und Fernsichten in Südfrankreich auf das Reizendste radirt; sie hat aber den Fehler begangen, über politische und sociale Verhältnisse sich auch zu äußern. Darin verräth sie so schielende

Ansichten und crasse Inconsequenzen, daß man wohl erwarten kann, sie werde, wenn sie aus dem Orient zurückkehrt, gegen die Ehe und für die Sklaverei schreiben. Hoffentlich wird sie sich aber mehr mit den Zedern des Libanons und den Kameelen Syriens beschäftigen, als mit den Angelegenheiten der Menschheit.

So eben liegt mir ein neues Buch von Therese vor: „Am Theetisch“ (Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1844). Therese, Verfasserin des „Falkenberg“, „eines Tagebuchs“, der „Briefe aus dem Süden u. s. w.“ ist eine vortreffliche Tagebuchschreiberin. Welch ein Zauber liegt für Frauenseelen in dem Worte Tagebuch! Da setzt man sich hin, beim stillen Schein der Lampe, an den eleganten Schreibtisch und hat so viel Gemüth, so viel Weiblichkeit und dabei doch so viel Geist, so viel correcten Styl. Und da vertraut man dem verschwiegenen Papier die geheimsten Kämpfe seines Innern, die kindlichen Träume seiner Phantasie, seine herzzersehrendsten Gedanken, natürlich blos zur eigenen Erbauung, um sich im Stillen auszuweinen und eine schwere Last von seinem Herzen zu wälzen. Den anderen Morgen aber wird diese Last in die Druckerei einer Zeitschrift geschickt, aus der sie später zum Verleger und als öffentliches Tagebuch in die Welt wandert. Davon abgesehen, hat Therese, ebenfalls eine Frau von Stande, in der That Geist, Geschmack und Styl. „Am Theetisch“ enthält einige allerliebste Reiseskizzen aus der Schweiz, Belgien und Holland; sehr interessant ist, was sie über einige berühmte Gemälde, was sie in Weimar über Goethe denkt. Das bekundet aber noch kein touristisches Talent; sie hatte seit früher Jugend Zeit, über Goethe, Van Dyl und Meister Erwin nachzudenken. Da finde ich auch „Blicke auf St. Petersburg“. Wie umgewandelt ist plötzlich diese Feder, die über den civilisirten Westen so voll scharf gespitzter, in die tiefsten Strömungen der Zeit getauchter Aussprüche war! Wie schüchtern bewundernd, wie kindlich optimistisch, wie ganz frauenhaft wandelt sie durch den Marmoraal, den Winterpalast! Da ist kein unweibliches Raisonnement, kein selbständiger Zweifel, keine ernste Frage mehr nach den Zwecken menschlichen Treibens! Es ist Alles so wunderbar, so prächtig, die Prinzestimmen sind alle lebhaft Engel, und die Großfürsten geborne Heroen. Graf B. ? — Liebenswürdig. Fürst Cz. ? — Verehrungswürdig. Gräfin K. ? — Zum Küssen. Fürstin V. ? — Zum Anbeten. — Wir verlangen von

einer Frau nicht, daß sie den Marquis de Custine spiele. Nur sich selbst etwas mehr gleich bleiben sollte sie.

In Petersburg lebte ein Wunderkind Elisabeth Kulmann, eine deutsche Dichterin. Ihre Eltern waren aus Deutschland hingerwandert und ihr Genius blieb der Muttersprache treu; sie dichtete aber auch in russischer, italienischer und griechischer Sprache. Ihre Lieder sind oft von unmittelbarer Kindlichkeit und antiker Naivetät. Man könnte dreist viele ihrer Gedichte für althellenische ausgeben, käme nicht nothwendig manche moderne Vorstellung und modernes Wissen darin vor. Sie lebte in sehr dürftigen Verhältnissen und starb vor ihrem zwanzigsten Jahre. Ein Band ihrer Gedichte in deutscher, italienischer und russischer Sprache, in St. Petersburg gedruckt, zeigt ihr Bildniß im Profil. Auch die Schönheit ihrer Züge trug einen ganz antiken Charakter. — Schade, daß Therese, wie es scheint, um diese Dichterin Nichts gewußt hat. Vielleicht hätte sie, bei ihrer Anwesenheit in Rußland, über das Leben derselben nähere Kunde bringen können. Eine vollständige Ausgabe von Kulmann's deutschen Poesien fehlt noch.